

1972 MARSHALL ARTISTE 2040 COMBO

Verkanntes Genie

Mein erster richtiger Marshall-Verstärker war ein tolles Gerät. Ich kaufte ihn im Jahr 1982 für 500 DM, die ich meinen Eltern aus dem Kreuz geleierte hatte – mit Hinweisen auf die unbedingte Unerlässlichkeit eines Röhrenverstärkers von Marshall als Übungsgerät, wolle man das in mir schlummernde, hoffnungsfrohe Talent nicht verkümmern lassen (in Wirklichkeit hatte ich gerade bei einer Schüler-Heavy-Metal-Band angeheuert, und im Metal-Bereich war ein Marshall-Schriftzug auf den Verstärkern damals Pflicht).

Von David Rebel



Der Verstärker sah fantastisch aus, mit grau gewebter Checkerboard-Front und Bluesbreaker-Gehäuse. Er klang warm und fett laut, und er vertrug sich mit meinem billig erworbenen Distortion-Pedal von Coron (das Erstbeste, das mir in die Hände fiel, Hauptsache Verzerrung), als wären sie füreinander gemacht – ein Lead-Sound allererster Güte, der auf steinzeitlichen Kompaktkassetten bis heute verewigt ist. Als erstes sprühte ich die graue Checkerboard-Bespannung schwarz. Dann rief die Moderne: Kanalumschaltungen (Dreikanäler) lockten und Verstärker, die ganz ohne Hilfsmittel verzerren sollten. Schon nach kurzer Zeit verkaufte ich meinen mittlerweile gar nicht mehr so hübschen Marshall abermals für fünfhundert Mark an einen Schulkollegen und war überzeugt, einen super Deal gemacht zu haben. Die nächsten 20 Jahre verbrachte ich mit der kostspieligen Jagd nach dem perfekten Sound. Und so kaufte ich Kitty Hawks, Boogies, Groove Tubes, ein Rack-System gar, ohne zu ahnen, dass ich das, was ich suchte, doch längst gehabt hatte. Erst als ich viele Jahre später die alten Demokassetten mal wieder ausgrub, wurde mir klar, was ich verloren hatte.

Der unbeliebteste Marshall aller Zeiten

Nach dieser Erkenntnis fand ich als nächstes heraus, was für ein Modell ich damals überhaupt besessen hatte, denn das hatte mich ursprünglich mit vierzehn Lenzen noch nicht gekümmert – Hauptsache ein Marshall, der Rest war wurscht. Zunächst befürchtete ich, es hatte sich womöglich gar um einen Bluesbreaker gehandelt, den heiligen Gral aller Clapton-Jünger, den ich da für 500 Mark verkauft hatte, doch der hatte ein anderes Regler-Layout. Auf einem Foto in der Marshall-Bibel, dem Buch „The History of Marshall“ von Michael Doyle, fand ich dann „meinen“ Amp. Laut Marshall-Katalogen das Modell „Artist“ mit der Modellnummer 2040, das Verstärkerchassis jedoch hatte das Wort „Artiste“ aufgedruckt. Leider wurde die Freude über das Ergebnis meiner Recherchen umgehend zunichte gemacht, stand da doch, dass der Marshall Artiste (nicht zu verwechseln mit dem Jahre später erschienenen „Artist“) der schlechteste und unbeliebteste Verstärker gewesen sei, seiner Herkunft kaum würdig, ein schwarzes Schaf, welches selbst sein eigentlicher Vater, Jim Marshall, verstoßen haben soll. Dies irritierte mich enorm – kann ich mich so verhöhrt haben, war mein Klanggeschmack so verkorkt? Tatsache war, dass das Buch zu einer Zeit erschien, in der Verzerrung eine noch heiligere Kuh zu sein schien als es heute der Fall ist, und der Marshall Artiste war von sich aus ein sehr sauberer Verstärker, was auch in dem Buch bemängelt wurde.

Ein Fender im Marshall-Pelz?

Ein Blick auf das Bedienfeld des Artiste lässt ahnen, was man bei seiner Entwicklung vorgehabt haben mag: Dort finden sich zwei unabhängig voneinander, oder auch mit

zwei Instrumenten simultan, nutzbare Kanäle (wir haben bei Ermanglung einer Gesangsanlage damals auch schon mal über den Marshall gesungen, während er gleichzeitig die Gitarre verstärkte), der eine mit Hall ausgestattet, beide mit je einem High- und einem Low-Eingang. Das Ganze erinnert nicht wenig an die Fender-Verstärker der damaligen Zeit, die ja schon weiland insbesondere für ihre Clean-Sounds gelobt wurden, und im Rückblick scheint es, als wollte man mit dem Artiste in deren Terrain wildern. Eine Eins-zu-Eins-Kopie hatte man aber wohl auch nicht im Sinn und so verzichtete Marshall auf den Tremolo-Effekt wie auch auf den Mittenregler im zweiten (oder Hall-) Kanal. Auch trat an die Stelle von Fenders Bright-Schaltern ein Presence-Regler, der auf beide Kanäle wirkte.

Im Innern war es dann wieder weniger „fenderig“, ganz marshall-typisch taten in der Endstufe zwei EL34-Röhren ihren Dienst, während vier ECC83-Glaskolben die Vorstufe und den Hall antrieben. Diese klassischen Bauteile sind indes anders verschaltet, als es sich bei anderen Verstärkern der britischen Rock-Amp-Schmiede bewährt hatte, und so erklärt sich der Sound, der dem Artiste zumindest in den 1980er und 1990er Jahren seinen Ruf als „Un-Marshall“ einbrachte. Das Gehäuse des 50 Watt Combos (es gab auch eine Topteil- sowie eine 100 Watt-Variante) gemahnt tatsächlich an den Bluesbreaker, was ein Grund gewesen sein mag für die Enttäuschung, die mancher Gitarrist aufgrund der durch das Äußere des Artiste geweckten Erwartungshaltung gehabt haben mag. Im Gehäuse ist allerdings nicht der Grund für diesen doch ganz anderen Marshall-Sound zu suchen, denn hier wirken zwei Exemplare Celestions früher G12H-Lautsprecher, eine erste Wahl für Verstärker mit dem geschwungenen M.

Handverdrahtete Röhrenklänge

Beide Kanäle dieses noch komplett freiverdrahteten Verstärkers haben einen merklich unterschiedlichen Grundton: Während der mit Hall ausgestattete zweite Kanal

DETAILS

Hersteller: Marshall

Modell: Artiste 2040 Combo von 1972

Herkunftsland: England

Gerätetyp: Verstärkercombo

Bauweise: Vollröhre

Kanäle: 2, separat, nicht umschaltbar

Endstufenleistung: 50 W

Röhren: 4 x ECC83, 2 x EL34

Regler: Bass, Treble, Volume (je Kanal), Reverb (nur Kanal 2), Presence (für beide Kanäle)

Effekte: Hall

Weitere Schalter: On / Off, Standby

Eingänge: 2 x Guitar Input pro Kanal (High / Low)

Rückseite: 2 x Speaker Out

Abmessungen: 24,1 x 63,8 x 24,1 cm (H x B x T)

Gewicht: 35,9 kg

Getestet mit: 1963er Fender Telecaster, 1969er Fender Telecaster Thinline, 1964er Epiphone Olympic, Greco Iceman (mit Gibson-Pat. Humbuckern), 1975er Gibson Flying V, Ibanez Artist, 1982er Tokai Starshape, Hondo Explorer, Coron Distortion, Ibanez TS-9 Tubescreamer, Okko Diablo Overdrive

www.marshallamps.de



recht offen klingt, mit bei Bedarf glasigen oder auf Wunsch sogar knalligen Höhen, liefert der erste Kanal einen drückenden, sehr mittenbetonten Sound, der vielen Gitarristen zu dumpf gewesen sein dürfte (mit einer Telecaster hingegen ist dieser Kanal großartig). Wenn man nicht in die Verlegenheit kommt, an einen der Eingänge ein Mikrofon für den Sänger anzuschließen, kann man sie mittels eines Patch-Kabels verbinden und ihre Eigenschaften mittels der Volumenregler stufenlos mixen, und dann offenbart sich eine Variabilität, die ihresgleichen sucht und man selten findet. Egal ob eine Gitarre überbetonte Höhen oder zuviel „Fett“ hat – der Artiste kann dies ausgleichen und den Spieler mit einem warmen, ausgewogenen, druckvollen Cleansound beglücken, der eine leichte, natürliche Kompressionsneigung hat und den Spieler dabei trägt, ohne dass die hervorragende Dynamik und Ansprache in die Knie geht. Dass es dazu auch noch einen Hall gibt, erfreut zwar, doch zumindest in diesem Punkt ist dem Marshall-Evangelisten

Doyle Recht zu geben: Der Reverb kann nicht ansatzweise mit seinen schwarz- oder silbergesichtigen Artgenossen mithalten. Der Artiste bleibt bis in bandtaugliche Lautstärken unverzerrt, dann stellen sich leichte und sehr musikalische Anzerrungen ein, die schön per Anschlag zu steuern sind – a blues guitar player's heaven!

Voll aufgedreht geht die Verstärkung eher in die Richtung alter Tweed-Verstärker, und genau das wird viele enttäuscht haben: Wer damals einen Marshall kaufte, wollte eine singende Plexi-Säge oder ein Hardrock-Monster. Dieser raue, komprimierte und zu Bass-Mulm neigende, indes charakterstarke und alternativ-noisige Zerrsound wäre kaum in der Lage gewesen, Marshall-Jünger zu begeistern. Außer, sie wären so arglos gewesen wie ich: Da stand Marshall drauf und wenn der Sound nicht stimmte, so dachte ich, muss es wohl an mir liegen. Ich handelte also, kaufte einen billigen, gebrauchten Verzerrer, und da die Hölle für den Rocker das ist, was für normale Menschen der Himmel wäre, suhlte ich mich fortan wohligh im warmen Overdrive-Pegefeser. Tatsächlich verträgt sich dieser Combo fantastisch mit Effektpedalen aller Art und wegen seiner unterschiedlichen, aber mischbaren Grund-Sounds gleicht er bei Bedarf nicht nur klangliche Schwachpunkte angeschlossener Gitarren, sondern eben auch divenhafter Zerrpedale aus. Lediglich einen Kritikpunkt gibt es zu vermehren: Versucht man, den Artiste mittels Lautstärke-Boostern oder Pickups mit extremer Ausgangsleistung zu mehr Vorstufenübersteuerung zu bewegen, streicht er beleidigt die Segel und quitiert diese Bemühungen schon in der Eingangsstufe mit kratzigen Klängen, die nicht wirklich erfreuen können.

Alles wird gut

Viele Künstler waren zunächst verkannte Genies, und so erging es auch diesem Artisten: Lange Zeit zu Unrecht geschmäht, widerfährt dem Modell 2040 nun späte Gerechtigkeit. Nicht wenige Gitarristen haben mittlerweile die speziellen, wenn auch nicht eben marshall-typischen Qualitäten dieses gut aussehenden Außenseiters erkannt und loben diese nicht nur in Netzforen, sondern sind auch bereit, hohe Preise dafür zu zahlen, die in den letzten Jahren enorm angezogen haben. Und der Autor dieses Artikels konnte zumindest einen Teil der immerwährenden Suche nach „dem Sound“ mittlerweile glücklich beenden: Der Schulkamerad, der 1987 meinen Artiste gekauft hatte, war schlauer als ich und hat diesen immer behalten – bis ich ihn genau 20 Jahre später überreden konnte, mir meinen ersten richtigen Verstärker im fairen Tausch gegen einen hervorragend erhaltenen Fender Super Reverb nebst Tubesreamer zurückzugeben. Und nun erfreue ich mich wieder dieses tollen Sounds, dessen wahre Qualitäten mir zu spät klar wurden, aber so ist es ja oft im Leben: „You don't know what you've got 'til you lose it.“ ■

